



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der mich seit der Bekanntschaft Maschas mit den Offizieren niederdrückte, wenn ich es mir auch nicht gestanden hatte, so gleichgiltig gegen mich gewesen und dabei durch den Dienst so sehr in Anspruch genommen worden, daß es mir nie eingefallen war, in den Spiegel zu blicken. Jetzt schaute mich aus dem Bilde ein schöner bleicher Mann so entschlossen und lebhaft an, als stünde er wirklich da, und als wäre der Rahmen etwa nur das Fenster, hinter dem er in einem Nebengemach stünde.

Mit dem Einbruch der Nacht war ich reisefertig auf der Poststation, begleitet von Semeljan Afanasjewitsch und Gerassim. Der Abschied von dem treuen Burschen schmerzte mich am meisten. Ich hatte nicht gewußt, wie lieb er mir durch seine geräuschlose Pünktlichkeit und seine Anhänglichkeit geworden war. Er heulte wie ein Kind, als ich in den Wagen stieg, und fühlte sich doch auch überglücklich, denn ich hatte ihm alles geschenkt, was in der Wohnung war und von mir nicht mitgenommen werden konnte. Für seine Verhältnisse war das ein ganzes Kapital.

* * *

Wieviel Feuer noch vorhanden ist! sagte ich zu dem Postknechte, als wir die morsche Brücke passiert hatten und über die Brandstätte durch den jenseitigen Stadtteil rollten, wo links und rechts an unzähligen Stellen kleine Flämmchen knisternd aus verschütteten Kellerräumen und zwischen zerbrockelten Fundamenten hervorzüngelten.

Ja, sagte er und wandte sich vergnügt lachend zu mir um, dafür wird es jetzt viele Jahre nicht brennen.

Warum glaubst du das?

Nun, Euer Wohlgeboren, versetzte er ausweichend, das ist schon so.

So, ihr, Weißgefesselte, rührt euch, rief er, sich den Pferden zuwendend.

Ich verstand ihn. Es war wieder dieselbe Anschulldigung, die ich von dem Alten auf dem Markt und von Zwan gehört hatte.

Es brannte wirklich eine Reihe von Jahren in der Hauptstadt der Provinz nicht, einzelne unbedeutende Fälle abgerechnet. Ob das aber damit zusammenhing, daß es genug zu bauen gab, oder ob es, wie ich eher glaube, daher kam, daß die durch die große Feuerbrunst klug gewordenen Einwohner vorsichtiger geworden waren und weniger leichtsinnig mit dem Feuer und mit brennbaren Sachen umgingen — wer könnte es sagen!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Macht- und Finanzpolitik. Wenn auch von Osten her das Rollen „dumpfer Donner“ wieder vernehmbar ist, so scheinen doch die englischen Interessen dabei zunächst nicht gefährdet zu sein. In Ostasien tut der japanische Verbündete Vorpostendienste, und auch die amerikanischen Interessen bewegen sich diesmal mit den englischen auf gleicher Linie; dem Kaiser von Indien aber kann es nur recht sein, wenn mazedonische Wirren den russischen Vormarsch eine Zeit lang aufhalten.

Die englische Weltmachtpolitik steht, nachdem der südafrikanische Krieg glücklich beendet worden ist, im Zeichen des Erfolgs, der sich nunmehr auch auf die nördlich vom Äquator liegende Hälfte des Erdteils ausgedehnt hat, nachdem das Bündnis mit Portugal besiegelt und eine bedeutungsvolle Verständigung mit den westlichen Mittelmeerländern herbeigeführt worden ist. Aber diese politischen Erfolge sind — und waren namentlich noch vor wenig Wochen — ebenso wie für die übrige Welt,

so auch für das englische Volk nicht genügend sichtbar. Da bedurfte es noch eines andern Mittels, dem englischen Volke zu zeigen, daß nach dem opferwillig extragnen Ausnahmezustande des Kriegs seinem Körper wie nach einer überstandnen Krankheit wieder neue Säfte und Kräfte zuströmen.

Dieses Mittel hat die englische Regierung in dem neuen Budget für 1903/4 gefunden, das zugleich als ihr „Wahlbudget“ bezeichnet werden muß. Der Kornzoll wird danach wieder aufgehoben, die Einkommensteuer um vier Pence für das Pfund Sterling herabgesetzt. Die Erhöhung der Steuer, die teilweise zur Deckung der Kriegskosten geschehen war, ist somit wieder vollständig beseitigt und außerdem noch gegen früher um einen Penny für das Pfund ermäßigt worden. Da der Finanzminister Ritchie für das laufende Jahr einen Überschuß von 10816000 Pfund herausgerechnet hat, diese Steuererleichterungen aber nur 10500000 Pfund ausmachen, so steht ihrer Durchführung keine Schwierigkeiten entgegen. Herr Ritchie selbst hat sich durch diese Maßnahmen als ausgezeichnete Politiker und Diplomat eingeführt. Jedoch hat er richtig gefühlt, daß, wenn sein Budget für längere Jahre Beständigkeit haben soll, noch einige Voraussetzungen notwendig sind. Wir wollen hier auf das Anwachsen der englischen Staatsschuld und deren vorgesehene Tilgungs- und Zinsraten nicht näher eingehn; aber abgesehen davon rechnet Herr Ritchie auf eine starke Verminderung der Ausgaben für das Heer — in ein bis zwei Jahren —, und was die Flotte betrifft, so hilft er sich mit noch weitergehenden Utopien.

Das englische Marinebudget hat in den letzten fünf Jahren eine jährliche Durchschnittssteigerung von 42,5 Millionen Mark erfahren, und auch Herr Ritchie sieht eine starke Flotte als Lebensbedingung für England an. Er glaubt also nicht, daß in diesen Ausgaben bei dem harten wirtschaftlichen Wettstreit aller Nationen, der seit einer Reihe von Jahren herrscht, ein Stillstand eintreten wird. Seinem Budget aber zuliebe äußerte er, er freue sich zu bemerken, daß es nicht an Anzeichen für die Absicht einzelner Nachbarstaaten fehle, den Ausgaben für ihre Flotten ein „Halt!“ zuzurufen, und er fügte hinzu, daß, wenn sie (die Nachbarstaaten) eine solche Politik annähmen, England bereitwillig und loyal ihrem Vorgehn folgen werde.

Was hat diese Äußerung beabsichtigt? Und was hat sie erreicht? Von einem unmittelbaren, praktischen Resultate kann natürlich keine Rede sein, was auch schon daraus hervorgeht, daß der Premierminister Balfour auf eine Anfrage im Unterhause erwiderte, es sei nicht für notwendig erachtet worden, den europäischen Mächten über die Ansichten der Regierung eine formelle Mitteilung zu machen, da sie im Parlament öffentlich ausgesprochen worden seien. Soweit die Regierung zur Zeit unterrichtet sei, glaube sie nicht, daß durch eine solche Mitteilung irgend etwas gewonnen werden würde. Uns aber will die Äußerung des Finanzministers in doppelter Hinsicht erfolversprechend erscheinen. Einmal ist sie dazu angetan, die englische Regierung von dem Odium zu befreien, daß das Drängen nach immer größern Flottenrüstungen von ihr ausgehe, wodurch sie ihr bei spätern Budgetbewilligungen über Schwierigkeiten hinweghelfen kann; sodann kann namentlich die hinzugefügte Bemerkung in andern Staaten den Flottengegnern Anlaß und Vorwand dazu geben, solche Bewilligungen zu verweigern. Die ganze Äußerung Ritchies ist also nach dem Grundsatz angelegt: „Doppelt genäht hält besser.“

Und in der Tat ist es auch bei der Besprechung des neuen englischen Budgets schon versucht worden, die Sache so darzustellen, als ob nicht die wirtschaftliche Entwicklung im Verein mit der allgemeinen Weltlage zu den sich stetig steigern den maritimen Rüstungen den Anlaß gegeben hätte, sondern das Flottenprogramm einer einzelnen Macht. Hierbei ist unter besonderm Hinweis auf England das deutsche Flottengesetz erwähnt worden.

Wie falsch eine solche Auffassung und ein solcher Hinweis sind, geht schon daraus hervor, daß die englische Marinepolitik seit nunmehr vierzehn Jahren an dem two power standard, d. h. in seinen Seerüstungen mindestens zwei andern

Großmächten gleich zu sein, festhält, während das deutsche Flottengesetz erst seit 1900 in Kraft und nur darauf zugeschnitten ist, den stetig wachsenden Seeinteressen des Reichs das nötige Rückgrat zu geben.

Es ist bei solchen Erörterungen gut, sich zu vergegenwärtigen, daß das englische Jahresbudget zur Zeit noch mehr als das Dreifache des deutschen beträgt, für 1902 660 Millionen gegen 205 Millionen Mark, und daß auch „nach voller Ausführung des Flottenplans die deutsche Flotte — wie Graf Bülow erst am 22. Januar dieses Jahres wieder im Reichstag ausgeführt hat — erst die vierte oder die fünfte Stelle unter den Flotten der Welt einnehmen wird.“

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unter diesen Umständen ein „Halt!“ in unserm Flottenplan einem freiwilligen Verzicht auf die Vertretung unsrer Seeinteressen, einer Abrüstung gleichkäme. Das aber kann keine Regierung und keine Volksvertretung zulassen.

E. f.

Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. *) Als zu Weihnachten 1900 Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin in viele Tausende von Familien ihren Einzug hielten, sah sich die Verlags-handlung zu ihrem Bedauern zu der Mitteilung genötigt, daß die Feldzugsbriefe aus dem Jahre 1870/71 leider unauffindbar seien. Überall war nachgeschickt und nachgeforcht worden, man beruhigte sich schließlich in der Annahme, daß die Briefe verlesen und nicht zurückgegeben worden oder, wie manches andre, bei dem eiligen Umzug im März 1890 abhanden gekommen seien. Im vergangnen Herbst wurde nun bei Bauveränderungen in Friedrichsruhe der Dachboden abgeräumt, und da fand man zwischen Kisten und Kisten eine kleine holzgeschnitzte Truhe und in dieser mit seidnem Bande zusammengebunden die vermißten Briefe. Bekannt von diesen war nur der aus Bendresse vom 3. September datierte Sedanbrief. Wie man sich erinnern wird, war die betreffende Feldpost seinerzeit Franktireurs in die Hände geraten, und ein Faksimile dieses Briefes erschien später im „Figaro.“ Die Sammlung selbst ist nicht sehr umfangreich. Von der Zeit an, wo die Verhandlungen in der Verfassungsfrage in Versailles begannen, gebrach es dem überlasteten Staatsmann oft an Zeit. Ein Teil der Briefe trägt infolge dessen das Gepräge der größten Eile; einmal schreibt er mit Bleistift „weil ihm die Zeit zum Eintauschen fehlt.“ Dennoch wendet das Publikum diesen Briefen ein gespanntes Interesse zu, sie bieten wenn auch nur in wenigen, eiligen und großen Strichen ein Spiegelbild seines Seelenlebens während jener größten Periode unsrer neuern Geschichte. Bismarck selbst hat nicht das Jahr 1870 mit seinem folgenreichen Ausgange, sondern die schleswig-holsteinische Periode als die bedeutendste seines Wirkens bezeichnet. Vom diplomatisch-sachmännischen Standpunkt aus hat er damit unzweifelhaft Recht. Das Widerspiel der diplomatischen Kräfte war unstreitig bei weitem das schwierigste in der schleswig-holsteinischen Frage, Preußen im lockern Bunde mit Österreich allen Großmächten und den deutschen Staaten gegenüber, im Innern durch Parteikämpfe zerrissen und dennoch seinen Weg fortschreitend bis zu dem Ziele, das sich Bismarck schon 1863 gesetzt hatte, als er — wie der soeben verstorbne Keubell berichtet — am Sylvesterabend am Kaminsfeuer aussprach: „Die up ewig Ungebedelten müssen doch einmal preußisch werden, das ist das Ziel, nach dem ich strebe, ob ich es erreiche, steht bei Gott.“ Von derselben Anschauung beseelt war auch Noon, aber nur langsam näherte sich der König diesem Standpunkte. War es doch schon eine gewaltige Leistung Bismarcks so bald nach dem Frankfurter Fürstentage und unter Ablehnung des Allianz-anerbietens Kaiser Alexanders, Österreich an den Streitwagen der preußischen Politik zu spannen, der ihr alsbald zum Triumphwagen werden sollte, und dann denselben Weg und dasselbe fest ins Auge gefaßte Ziel auch gegen Österreich zu behaupten. Im Jahre 1870 an der Spitze der geeinten deutschen Volkskraft, mit dem

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

siegerprobten Heere, von den Wogen der Begeisterung getragen, war das Handeln ungleich leichter und auch ungleich verantwortungsfreier; es vollzog sich, was Bismarck ein Jahr zuvor gegen Bebel im Reichstag ausgesprochen hatte: Wir werden mit ehernen Tritten zermalmten, was sich der Vollendung unsrer nationalen Macht und Einheit entgegenstellt!

Die Feldzugsbriefe umfassen 79 Nummern (88 Seiten), darunter eine kleine Anzahl Telegramme und fünf Briefe an seinen Sohn Herbert. Gleich der erste ist außerordentlich bezeichnend. Sicherlich hat damals jeder gute Deutsche angenommen, daß der Bundeskanzler mit allem sorglich ausgerüstet in das Feld gezogen sei. Aber nach schier endloser Fahrt in Mainz angekommen, sieht sich Bismarck lediglich im Besitz eines Nachthemdes; alle seine Sachen sind aus Versehen zurückgeblieben, und der Schöpfer der deutschen Einheit kam aus Mangel an einem Hemd und an Kleidern nicht zum Könige. Wie außerordentlich komisch nimmt sich mitunter die Tragik der Weltgeschichte von der Rückseite aus! Am 6. August ermahnt er seine bei den ersten Gardedragonern stehenden Söhne fürsorglich, im Falle einer Verwundung erst an ihn zu telegraphieren, der Mutter aber erst später Nachricht zu geben. Dann kommen die Klagen über die Mangelhaftigkeit der Unterkunft, mit der er und Noon bedacht wird, zugleich aber die tiefe Bewunderung für den Heldennut unsrer Soldaten. „Eiserne Kreuze noch keine ausgegeben, wahrscheinlich nicht fertig. Es ist vielleicht recht gut, denn wenn erst einige damit gehn, sind die andern gar nicht mehr zu halten und stecken die Köpfe in die Mündungen der französischen Kanonen, sie sind so schon wie die Berserker.“ (14. August.) Zwei Tage später: „Die Leute müssen mich hier für einen Bluthund halten, die alten Weiber, wenn sie meinen Namen hören, fallen auf die Kniee und bitten mich um ihr Leben. Attila war ein Lamm gegen mich.“ Überhaupt ist die Mischung von Herzlichkeit und Verdrießlichkeit innerhalb weniger Zeilen meist außerordentlich fesselnd. Die Fürsorge für Gattin und Kinder, die Mahnung an die Frau fast in jedem Briefe, nach Nauheim zu gehn, dann die Sorge um die Söhne, die Mitteilung, daß Herbert gar keine Hosen habe, die Klage aus Clermont: Ich beim Schulmeister, Lager an der Erde, ein Strohstuhl, kleiner sichtener Tisch zum Waschen, Schreiben, Essen. Am andern Tage: „Noch immer an der Erde liegend beim Schulmeister. Bayerndurchmarsch seit vier Stunden, blasen falsch.“ Noch drastischer ist der Brief vom folgenden Tage, gleichfalls aus Clermont, wo er über den Mangel eines sehr notwendigen Geräts klagt. Der zweite Brief aus Bredresse 3. September, den die Franzosen nicht erwischten, sagt unter anderm: „Ich bin gestern früh um sechs zu Pferde gestiegen, um Mitternacht herunter, zehn bis elf Meilen geritten, zweimal naß und trocken geworden und hatte seit dem dritten Tage nichts Warmes genossen, als ich zu besagter Mitternacht über einen Schmorbraten geriet, wie ein Wolf davon aß, dann sechs Stunden sehr fest schlief.“ Eigentlich war dieser „Schmorbraten“ ein Kalbsbraten, für den Schlachtenmaler Georg Bleibtreu und Gustav Freytag aufgetragen, die damals das kronprinzliche Hauptquartier begleiteten und sehr froh gewesen waren, spät am Abend etwas zu essen aufzutreiben. Die Suppe hatten sie eben verpeißt, als zugleich mit dem Kalbsbraten Graf Bismarck-Vohsen eintrat und „etwas zu essen“ für den ihm folgenden Bundeskanzler suchte. Die beiden gleichfalls recht hungrigen Freunde mußten nun zusehen, wie der Braten, dessen Duft ihren Appetit noch mehr gereizt hatte, vor ihren Blicken verschwand. Es war, wenn wir nicht irren, dasselbe Haus, wo am Abend vorher die von Bleibtreus Pinsel verewigte (später hat A. von Werner denselben Gegenstand behandelt) Kapitulationsverhandlung stattgefunden hatte.

Am frühen Morgen nach dieser Mahlzeit war Bismarck dann durch den von Napoleon entsandten General Reille geweckt worden und „ungewaschen und ungefrühstückt“ zum Kaiser geritten, den er auf der Sedaner Landstraße traf. Dem Briefe liegt ein Zettel bei von der Hand der Gattin: „Bleibts dabei, daß erste Friedensbedingung: ewiges Verbleiben von L. N. auf Franzosen-Thron?“ Bis-

marcks Antwort: „wo möglich, ja.“ Ein Brief aus Ferrieres 23. September an Herbert trägt unter dem Datum die Worte: „Heute vor acht Jahren wurde ich, dünkt mich, Minister.“ Weiter heißt es darin: „Die Kränkung über Wilhelmshöhe begreife ich; die Küche, Stall und Livreen sind gegen den Willen des Königs von Berlin geschickt worden (also wohl von der Königin), und Napoleon hat darauf seine eigene schnell entlassen und verkauft, um zu sparen. Im übrigen ist uns ein gut behandelter Napoleon nützlich, und darauf allein kommt es mir an. Die Rache ist Gottes. Die Franzosen müssen ungewiß bleiben, ob sie ihn wiederbekommen. Das fördert ihre Zwistigkeiten.“ Der ruhig, kühl berechnende Realpolitiker! Durch alle Briefe Bismarcks zieht sich neben manchem Ärger doch immer unverändert die innige Sorge um und für die Seinen, die Anerkennung der tapfern Truppen und eine demütige Dankbarkeit gegen Gott für die unermesslichen Erfolge. Vom Oktober an bricht sein Ärger über den Aufschub des Bombardements durch, einmal sehr entrüstet über das Gerücht, daß er das Spiel der Geschütze hemme. „Es schwebt über der Sache irgend eine Intrigue, angesponnen von Weibern, Erzbischöfen und Gelehrten, bekannte hohe Einflüsse sollen mitspielen, damit das Lob des Auslandes und die Phrasenberäucherung keine Einbuße erleiden.“ Am 12. November schickt der „eiserne Kanzler“ „einige Blätter von einem Strauß, welchen mir gestern ein 47er Unteroffizier, von seinen Schlesiern im Feuer der Franzosen für mich gepflückt, dienstlich mit stammer Meldung von den Vorposten brachte.“

In einem Briefe vom 16. November spricht Bismarck mit warmen Worten über Delbrück: „Sage ihm der Wahrheit entsprechend, wie dankbar ich seine rastlose und erfolgreiche Arbeitskraft bewundere; Du weißt, daß meine Anerkennungsfähigkeit nicht groß ist, aber dieser kommt mir durch . . .“ Am zweiten Weihnachtstage mahnt er: „Sei sanft und gut, mein Herz, wir mangeln alle des Ruhmes und müssen Gottes Wille geschehen lassen, der gütig für uns über Verdienst ist.“ Die Zahl 71 schreibt er am Neujahrstage zum erstenmal an die geliebte Gattin, „das soll uns Glück bringen.“ Vom 5. Januar Morgens datiert der folgende Zettel des Generaladjutanten Grafen Lehndorff: „8¹⁵ fiel der erste Schuß aus unserm Batterien — seitdem mehrere. Sie wissen es vielleicht schon lange, aber beim Erwachen mit diesem endlich erfüllten Wunsch mich an Ihrem Bett einzufinden wollte nicht versäumen — Lehndorff.“ Am 21. Januar entschuldigte sich Bismarck, daß er so lange nicht geschrieben habe: „aber diese Kaisergeburt war eine schwere.“ Ähnlich wie früher über Delbrück spricht er sich hier dankbar anerkennend über den Großherzog von Baden aus. „Der Großherzog von Baden ist recht verständig und vermittelnd, aber er ist der Einzige, der mir ab und zu geschäftlich beisteht.“ „Gestern Abend plötzlich S. M. und Kronprinz im Zimmer bei mir, als wir von Tisch aufstanden. Trochu wollte Waffenstillstand, is nich.“ Sehr hübsch schreibt er über Thiers: „Mein kleiner Freund Thiers ist sehr geistreich und liebenswürdig, aber kein Geschäftsmann für mündliche Unterhandlungen. Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam wie aus einer geöffneten Flasche und ermüdet die Geduld, weil er hindert zu dem trinkbaren Stoff zu gelangen, auf den es ankommt.“ Dieser Vergleich mit einer Flasche Sekt ist geradezu klassisch! Weiter heißt es: „Dabei ist er ein braver kleiner Kerl, weißhaarig, achtbar und liebenswürdig, gute altfranzösische Formen, und es wurde mir sehr schwer, so hart gegen ihn zu sein, wie ich mußte. Das wußten die Bösewichter, und deshalb hatten sie ihn vorgeschoben.“ Bezeichnend ist der Schluß des letzten Briefes, der von dem Einzug in Paris handelt: „Bei dem Zapfenstreich am Donnerstag sind Tausende Pariser mit unsern Soldaten im Arm gefolgt, und bei »Helm ab zum Gebet« nahm alles die Hute ab, und sagten voilà ce qui nous manque, und das wird wohl richtig sein.“ (Diese Mitteilung findet sich auch bei andern Augenzeugen des Zapfenstreichs.)

Die Feldzugsbriefe sind fast mehr noch als alle andern dazu angetan, dem „eisernen Kanzler“ ins Herz zu sehen. Ob Liebe darin aufflammt oder ob der Zorn auflodert — es sind fesselnde, menschlich anmutende Züge auf einem Antlitz von gigantischer Größe, das uns heute wie von einem fernen Horizonte aus leuchtet. Dem

deutschen Volk ist Bismarck mit diesem Vermächtniß seiner Seelenstimmung während der großen Geburtszeit des Reiches wieder noch unendlich näher gerückt.

Adliche und bürgerliche Landräte in Preußen. Bei der Beratung des Gesetzentwurfs über die Vorbereitung zum höhern Verwaltungsdienst ist es im preußischen Abgeordnetenhaufe zwischen dem Minister des Innern und einigen Abgeordneten zu Auseinandersetzungen gekommen über den Prozentfuß der Adlichen und der ehemaligen Korpsstudenten unter den Regierungspräsidenten, Landräten und Regierungsreferendaren, und der Minister ist dabei für den Adel und das Korpsstudententum mit Redewendungen eingetreten, die auf der linken Seite des Hauses große Unruhe erregt haben und in den Zeitungen und Wigblättern weiter behandelt worden sind. Der Minister war in einer Verteidigungsstellung, da der Regierung die Bevorzugung des adlichen und des Korpsstudentenelements vorgeworfen worden war; er entgegnete zunächst in Bezug auf den Adel, wenn vierzig Prozent der Referendare adlich seien, so beweise das nur, daß der Adel, und wesentlich der unvermögende Adel, aus dem die frühern preußischen Könige ihren Staat gebildet hätten, auch heute noch dem Vaterlande dienen wolle, und er freue sich über jeden Referendar, der einer Adels- oder Beamtenfamilie angehöre, weil er sicher sei, daß die Regierung damit gut fahre; damit sei nicht gesagt, daß die Verwaltungsbeamten nicht adlicher Abstammung weniger tüchtig seien. „Ich freue mich über jeden tüchtigen Beamten, gleichviel ob er adlich ist oder nicht.“ Der Minister weiß so gut wie wir alle, daß die Zeit der Standesvorrechte im Staatsdienst vorüber ist — um Hofchargen und Gardeoffizierstellen handelt es sich hier ja nicht —, er konnte sich gar nicht anders ausdrücken, wenn er sich in unsrer Zeit an seinem Plage behaupten wollte, und die Provokation traf ihn zumal nach den kürzlich vollzogenen Neubesetzungen der Verwaltungssämer, auf die wir noch zurückkommen, so unverdient, daß der nationalliberale Redner keine Ursache hatte, sich über die Schärfe aufzuregen, mit der der Angegriffne sie zurückwies. Was den zweiten Punkt anlangt, so erklärte der Minister die Korps für ausgezeichnete Erziehungsanstalten, worin wir ihm nach unsern Wahrnehmungen mit einigen Vorbehalten zustimmen, ohne deswegen zu meinen, daß es nicht auch noch andre Erziehungsmethoden für den künftigen höhern Beamten geben könne. Das ist ja aber auch nicht die Ansicht des Ministers. „Wenn der Beamte tüchtig ist, sagt er, so ernenne ich ihn zum Regierungspräsidenten; ist er Korpsstudent, so ist das ein persönlicher Vorzug in meinen Augen (andauernder Lärm links), für die Besetzung der Stelle ist es natürlich gleichgiltig. Was ich hochhalte, das ist die Aristokratie des Geistes, und die will ich auch unter den preußischen Beamten erhalten sehen.“ Ohne Zweifel würde er mit diesem Teil seiner Ausführungen mehr erreicht haben, wenn er weniger den ehemaligen Korpsstudenten „markiert“ hätte. Nach unsern Erinnerungen ist das noch niemals von einer so hohen Stelle aus in so auffallender Weise geschehen. Soweit das eine Geschmacksfrage ist, lassen wir es unerörtert, weil da ein Schulmeister selbst die ärgste Geschmacklosigkeit wäre; soweit es die Sache berührt, möchten wir nicht daran vorübergehn. Bekanntlich ist bei uns die Meinung weit verbreitet, daß der ehemalige Korpsstudent schon als solcher durch seine Konnexionen, auch wenn er keineswegs zu der „Aristokratie des Geistes“ gehört, Vorteile im höhern Staatsdienste genießt, und wir selbst kennen Kreise, in denen man das sogar für ganz in der Ordnung hält. Da der Minister den aufrichtigen Willen hatte, an seinem Teil eine solche Auffassung der Dinge abzulehnen, so ist zu bedauern, daß aus dem Wie seiner Ablehnung jene Meinung neue Nahrung ziehn kann.

Die Frage, ob adlich oder bürgerlich, ist bei den erwähnten letzten Neubesetzungen von Verwaltungssämern viel beachtet und auch in den Zeitungen erörtert worden. Die Provinz Hannover hat bekanntlich sogar einen bürgerlichen Oberpräsidenten erhalten. Dort, wo der altpreußische Konservatismus niemals Wurzel fassen konnte, hat das Welfentum seit Bennigsens Rücktritt bedeutend an Boden gewonnen. Herr

von Hammerstein als geborner Hannoveraner weiß das am besten. Nun ist es aber mit der bürgerlichen Qualität eines höhern Regierungsbeamten, sagen wir einmal eines Landrats auf einem wichtigen und gefährdeten Posten, allein nicht getan, sie ist zunächst nur eine negative Größe, die sogar ihre Rehrseite haben kann. Der Minister sagt: „Es ist vielfach vorgekommen, daß Referendare und Beamte aus wohlhabenden (bürgerlichen) Familien sich weigerten, in abgelegne, fremde Gegenden zu gehn und lieber ihren Abschied nahmen; das ist bei den aus alten Familien hervorgegangnen niemals der Fall gewesen; sie sind eben treue Diener ihres Königs und ihres Vaterlandes (Lärm links).“ Wir stehn hier wieder ganz auf der Seite des Ministers und möchten den Lärmmachern einiges zu bedenken geben. Die Tradition einer guten, echten adlichen Familie mit ihrem Erziehungswert für ihre einzelnen Mitglieder ist etwas Schönes, und ein Landrat aus einer solchen Familie, der seinen Kreis in echter Vornehmheit „führt,“ wie der altpreussische Ausdruck bezeichnend lautet, der zu rechter Zeit auf die Hinterbeine tritt und anmaßendes Progentum von oben herab ansieht, im übrigen aber gerecht, wohlwollend und freundlich mit seinen Eingeseffenen verfährt und verkehrt, ist ganz gewiß der richtige Mann an seinem Platze. Dagegen kann es nichts unzumutbareres geben, als wenn ein bürgerlicher Regierungsassessor mit ererbtem oder angeheiratetem Reichtum in ein erledigtes Landratsamt geschickt wird, dem die ungewohnte Würde so zu Kopf steigt, daß er sich als der Herrgott vorfindet, der eigentlich nur noch mit sich selbst verkehren zu können meint, weil er doch die Votokuden, die er hier regieren soll, unmöglich für seinesgleichen ansehen kann. Geldstolz ist noch dümmere als Adelshochmut, und ein Knallproh, der als Regierungsrat in der Stadt unter den Augen seines Präsidenten völlig unschädlich sein könnte, wird in der selbständigen Stellung eines Landrats draußen in einem ländlichen Kreise viel verderben, weil ihm das Steuerruder einer guten Familientradition fehlt. Die Auswahl der Personen ist also bei diesem wichtigen Amt von solcher Bedeutung, daß dagegen die Frage nach dem Prozentsatz der adlichen Landräte gar nicht aufkommt. An dem Willen des Ministers, das bürgerliche Element zur Geltung zu bringen, ist nicht zu zweifeln. Hoffentlich wird seine Energie es auch an den nötigen Direktiven in das Amt hinein nicht fehlen lassen.

Noranarrheit. Gegen den unter dieser Überschrift im 7. Heft veröffentlichten kleinen Artikel protestieren zwei unsrer Leser. Den Wunsch, wir möchten ihre Einsendungen abdrucken, bedauern wir, nicht erfüllen zu können, weil sie nachzuweisen versuchen, daß Ibsens Nora edel und pflichtgemäß handle, wir aber den Nachweis des Gegenteils in den Betrachtungen über Ibsen im Jahrgang 1900 der Grenzboten für unwiderleglich halten; nähmen wir also die beiden Zuschriften auf, so müßten wir, um unsre Leser nicht irre zu führen, aus jenen Betrachtungen den ganzen Abschnitt über Nora noch einmal mit abdrucken. Die eine der beiden Zuschriften enthält jedoch eine Bemerkung, die wir den Lesern nicht vorenthalten dürfen. Der Einsender stößt sich daran, daß der Verfasser des Artikels, während er Nora Gift nennt, Goethes römische Elegien in Schutz nimmt, die doch offenbar unsittlich seien. Ohne uns in die Streitfrage wegen der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit Goethes und seiner Elegien zu vertiefen, geben wir ohne weiteres zu, daß auch diese Gift genannt werden können. Aber zwischen ihnen und den modernen Problemdramen der bekannten Art walten zwei Unterschiede ob, die uns das ältere Gift als das weniger gefährliche erscheinen lassen. Erotische Gedichte geben sich als das, was sie sind, verschleiern ihren Charakter nicht; eben ihre Offenheit ist es ja, was ihnen vorgeworfen wird. Jedermann weiß bei ihnen, wie beim Alkohol, wie sie wirken; sie sind Gift in richtig etikettierten Flaschen, und wer sie als Medizin oder zur Berauschung gebraucht, der weiß, was er tut. Gewisse Problemdramen dagegen schleichen sich unter der falschen Etikette von Verbreitern einer neuen, höhern und feinen Sittlichkeit ein, um die alte und unveränderliche Sittlichkeit zu zerstören. Und während es sich bei der Erotik nur um Fragen des

Privatgewissens, der Seelendiät, der Pädagogik und allenfalls der Polizei handelt, gefährden die falsch gestellten und falsch gelösten Probleme eines Jbsen das öffentliche Recht und die Gesellschaftsordnung. Um unsern Lesern unsre Auffassung ins Gedächtnis zurückzurufen, wollen wir doch aus dem Abschnitt über Nora in der erwähnten Artikelreihe wenigstens eine Stelle wiederholen (S. 542 und 543 des 3. Bandes des Jahrgangs 1900). „Daß ein Zusammenleben ohne inneres gegenseitiges Verständnis, ohne den Austausch aller Lebensinteressen und aller wichtigen Gedanken und Empfindungen keine richtige Ehe ist, das wird am wenigsten der ernste Christ leugnen. Aber nach Jbsen ist das überhaupt keine Ehe, und weil keine Ehe vorhanden ist, so hat jedes der beiden Zusammenlebenden jederzeit das Recht fortzulaufen und die etwa vorhandenen Kinder dem andern zu überlassen. Eine solche Theorie hebt nicht bloß die Ehe, sondern die ganze Rechtsordnung auf. Die Ehe ist ein Vertrag, und Verträge gelten auch dann, wenn nachträglich der eine Teil findet, daß er besser getan hätte, ihn nicht zu schließen. Der einmal geschlossene Vertrag bindet so lange, als er nicht in ordnungsmäßiger Weise aufgelöst ist. Es gibt Verhältnisse, die die Auflösung vor dem Gewissen rechtfertigen oder sogar zur Pflicht machen, aber ohne Beobachtung der gesetzlichen Formen von den Kindern weglaufen, das ist selbst dann unentschuldigbar, wenn die Frau vom Manne Mißhandlungen zu erdulden hat. Helmer erinnert Nora an ihre Pflichten gegen Mann und Kinder, sie aber antwortet: »Ich habe andre ebenso heilige Pflichten, die Pflichten gegen mich selbst; daß ich vor allem Gattin und Mutter sei, das glaube ich nicht mehr, vor allem bin ich ein menschliches Wesen.« Es ist eben der Grundirrtum dieses modernen Idealismus, der übrigens an der katholischen, aus der Welt, d. h. aus allen Familienbanden hinaus ins Kloster treibenden Sorge für die eigne Seele seine Vorgängerin hat, daß man Pflichten gegen sich selbst erfüllen könne, ohne Glied einer gesetzlichen menschlichen Ordnung zu sein. Nora gibt natürlich auch nichts auf Formen, wie alle diese modernen Weiber, aber ohne anerkannte Formen ist keine gesetzliche Ordnung möglich. Daß der Mensch, von Leidenschaft oder Not überwältigt, diese Formen verlegt, das kommt alle Tage vor, und das wirft die gesetzliche Ordnung nicht über den Haufen; im Gegenteil: der Diebstahl bekräftigt die Eigentumsordnung. Aber wenn sich die Ansicht verbreitet: Formen gelten nichts, so kann das den Gesellschaftsbau untergraben, und niemand würde schlechter fahren als die Ehefrauen, wenn es keine gesetzlichen Formen zu ihrem Schutz mehr gäbe.“

Geschichte der Familie von Kalb.*) Das Buch ist eine fleißige, wenn auch nicht lückenlose Bearbeitung der Familiengeschichte des bekannten Geschlechts. Den Mittelpunkt nimmt natürlich Charlotte von Kalb, die Freundin Schillers und Jean Pauls, ein. Ein eignes Dunkel herrscht über diese interessante Persönlichkeit, aber dazu hat sie freilich durch Vernichtung aller ihr zugänglichen Dokumente, die ihre Herzensangelegenheiten betrafen, und durch Einwirkung auf andre, die im Besitz solcher Urkunden waren, das Möglichste beigetragen. Auch muß man es ihr zuschreiben, daß in dem von den Erben Jean Pauls veranstalteten Briefwechsel des Dichters mit Otto wichtige Angaben unterdrückt worden sind, und man ihren Namen oft nur mit Kreuzchen bezeichnet hat. (Vergl. meine Publikation des Nachlasses Jean Pauls im Euphorion 1899 und 1900.) Daß es mit den Briefen Schillers an Körner ähnlich gesehn ist, zeigt Klarmann Seite 244 in der Note. Sein Werk bietet sehr wertvolle Ergänzungen zu dem Lebensbilde Charlottes und zahlreiche Korrekturen zu Pallasches „Gedenkblättern.“ Leider verschweigt der Verfasser in dem edelmütigen Bestreben, möglichst viel Licht auf die Kalbsche Familie zu werfen, wichtige Dinge, so das Urteil Schillers über Charlottes Unaufrichtigkeit (S. 384 ist nur der schonendere Anfang des Satzes zitiert).

*) Geschichte der Familie von Kalb auf Kalbsrieth. Von Johann Ludwig Klarmann. Erlangen, Junge und Sohn, 1902.

Auch die Tatsache, die Jean Paul am 27. Januar 1799 an Otto berichtet: „Schiller näherte sich sehr der Titanide und sagte schon dreimal zu ihr: Wir müssen miteinander nach Paris. Hier ist alles revolutionär kühn, und Gattinnen gelten nichts“ durfte nicht verschwiegen werden. Der Gatte Charlottens, Heinrich von Kalb, wird viel zu günstig beurteilt. „Leichtlebig“ (S. 247) ist ein zu mildes Urteil gegenüber seinen schweren sittlichen Verfehlungen, die ja eine lange Trennung Charlottens von ihm hervorriefen. Die Vermutung des Autors, die Scheidung Charlottens und ihr Plan, sich mit Jean Paul zu verheiraten, seien auch an Vorbehalten des Gatten gescheitert (S. 256), ist unrichtig. Der Gatte war vielmehr bedingungslos einverstanden (vergl. den Brief Jean Pauls an Otto vom 2. Februar 1799); aber Jean Paul weigerte sich. In der Note zu Seite 256 führt der Autor das Urteil Schlönbachs an: Jean Paul habe sich gegen Charlotte unedel benommen, desgleichen den abgeschmackten Satz Herrlichs: „Niemals hat ein Dichter so wenig zu lieben verstanden wie der des Hesperus.“ Indem der Autor diese Vorwürfe ohne Kommentar wiedergibt, schließt er sich ihnen an, aber er hätte dann mindestens die Verpflichtung gehabt, anzugeben, worin Jean Paul unedel gewesen sei. Es ist überhaupt eine Unart des Autors, da, wo man von ihm eine Entscheidung erwartet, fremde Autoritäten anzuführen und sich so des eignen abschließenden Urteils zu begeben. So führt er auf Seite 487 das Urteil Herrlichs über das „Campanertal“ an: es sei das Verfehlteste, was Jean Paul geschrieben habe; hier aber setzt er gutmütig hinzu, es habe trotzdem ursprünglich eine freundige Aufnahme bei seinen Verehrerinnen gefunden.

Das Buch enthält wichtige historische Aufschlüsse; wenige werden z. B. wissen, daß der Gatte Charlottens, damals Major in französischen Diensten, Führer der französischen Königsfamilie bei dem ersten Fluchtprojekt 1790 nach Belgien werden sollte. Eine Menge kulturgeschichtlicher Bemerkungen sind eingestreut; die Geschichte der Stammdörfer Marschall-Ostheim, Dankensfeld, Trabelsdorf, Waltershausen und die von Kalbsrieth ist eingehend dargestellt; viel bisher ungedrucktes Material ist in den Beilagen am Schluß abgedruckt. Hier hätte jedoch eine strenge chronologische Ordnung eingehalten werden sollen; auch die zu breite und unübersichtliche Darlegung des Erbschaftsprozesses, die immer wieder durch andre Kapitel unterbrochen wird, ist ein Mangel. Im ganzen aber ist das Werk ein wertvoller Beitrag zur Kultur- und Literaturgeschichte.

Josef Müller

Ein deutsches Kaisergrab in Rom. Der Einzug unsers Kaisers in Rom und sein manchem Deutschen natürlich sehr mit Unrecht anstößiger Besuch im Vatikan lenkt den Blick unwillkürlich zurück auf das Grab des einzigen deutsch-römischen Kaisers, der in Rom seine letzte Ruhestätte gefunden hat, Ottos des Zweiten, im Jahre 983. Es hat nämlich jetzt nicht nur ein deutscher katholischer Forscher, C. M. Kaufmann, dieses Grabmal kunsthistorisch und bildlich eingehend dargestellt (Das Kaisergrab in den Vatikanischen Grotten, München 1902), sondern es besteht auch an maßgebender Stelle die Absicht, dieses Denkmal, das bei dem Neubau der Peterskirche in die sogenannten Vatikanischen Grotten, d. h. in den Rest der mittelalterlichen Kirche unter der modernen gebracht und gänzlich verändert worden ist, wieder in den ursprünglichen Zustand zu versetzen und ihm die Inschrift beizufügen: *Aream . . . in formam pristinam redegit regnante Leone XIII. Pont. Max. Imperator Guillelmus II. Kaufmann schlägt daneben vor, es in die herrliche Vorhalle der heutigen Peterskirche zu übertragen, wo auch die modernen Reiterstatuen Konstantins des Großen und Karls des Großen stehn. Manchen wird das alles freilich nicht nur als Romantik, sondern auch als „Umschmeichelung des Vatikans“ erscheinen, von der jetzt so viele betrübende Beispiele vorlägen. Habeant sibi. Goethe war weder Romantiker noch hat er jemals den Vatikan „umschmeichelt,“ aber Rom ist ihm allezeit eine ehrwürdige Stätte gewesen.*

*

